



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preußische Briefe : dritter Brief : das elegante Berlin und der
Belagerungszustand.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diamanten zu sein, aber die kranke Prinzessin, welcher der wiedergefundene Diamant Heil und Genesung bringen sollte, erwacht nur zu einem schattenhaften, halben Leben. Kennt ihr die Prinzessin? Die schöne mondblasse Königstochter ist die verkörperte Poesie der Kaisermacht, die Romantik der Hoheit, die jetzt nur noch als ein glänzender Schatten in unsern Ländern verweilt. Der Jude aber ist die Bourgoisse des Kapitals, welche, obgleich verhöhnt, dennoch den wahren Diamanten besitzt. Er verheimlicht zwar sein Kleinod, doch wenn er durch die Welt hindurchschreitet, wirft seine unansehnliche Gestalt einen Schatten, der wie ein König aussteht.

Ja, glaubt mir, der Jude hat den Diamanten noch im Bauch; unsere rothen Demagogen verschwören sich vergebens, ihm den Leib aufzuschneiden, und die socialistischen Doctoren, die Herren Cabet, Proudhon u. s. w., suchen ihm vergebens zu beweisen, daß es ihm Vergnügen machen müsse, dies selbst zu thun.

Josef Beyer.

Preussische Briefe.

Dritter Brief.

Berlin, den 12. März 1849.

Das elegante Berlin und der Belagerungszustand.

Die Gesellschaft, in welcher ich nach Berlin fuhr, war passabel reactionär! Sachsen und Preußen tauschten ihre gegenseitigen Erfahrungen über die parlamentarischen Kämpfe des letzten Jahres mit einander aus; — es waren Abgeordnete der ersten und zweiten Kammer darunter — und kamen beiderseits zu dem Resultat, daß ohne eine Revision des Wahlmodus in conservativem Sinn an eine Besserung der gegenwärtigen Zustände nicht zu denken wäre. Es ist in der That wahrscheinlich, daß von der rechten Seite wenigstens der Versuch gemacht werden wird, entweder durch Bestimmung eines, wenn auch noch so kleinen Census die Zahl der Wähler zu beschränken — die Definition des vielfach angefochtenen Ausdrucks „selbstständig“ gäbe dazu Gelegenheit — oder auf die zeitgemäß reformirte Idee des alten ständischen Princips, auf die schon von Bülow-Gummerow empfohlene Vertretung der Interessen zurückzugehen. Im Princip kann man mit der Ansicht, daß denjenigen, die ihrer Lage nach ein selbstständiges Urtheil über die großen politischen Fragen, die den Repräsentanten vorgelegt werden, nicht haben, auch an der Wahl dieser Repräsentanten kein Antheil gebührt, vollkommen übereinstimmen. Entweder gewinnen die „Bourgeois“ durch Wahlumtriebe den Sieg, und dann ist ein System der Corruption, wie es Frankreich in seinen

sittlichen Grundvesten unterwühlt hat, die nothwendige Folge davon; oder die Urwähler bleiben naiv in ihren Sympathien, und dann haben wir ein aus Michel Kroßen und Kiolbassa's zusammengesetztes Parlament, und der Staat geht unmittelbar darüber zu Grunde. Aber die conservative Partei befindet sich mehr als ihre Gegner in der Lage, den vollendeten Thatsachen Rechnung zu tragen. Das allgemeine Wahlrecht ist ein Dogma, dessen Aufsechtung gefährlichere Folgen haben kann, als das nothgedrungene Eingehen auf dasselbe. Es wäre leichtsinnig, unter den obwaltenden Umständen einer großen und gefährlichen Classe die Fiction zu nehmen, daß sie an dem Staat unmittelbar theilhaftig wäre. Denn eine Fiction ist es, dieser Volkswille ohne die Grundlage der Intelligenz, welche der bloßen, abstracten Form des Willens erst einen Inhalt gibt. Die Presse hat die Aufgabe, gegen diesen Aberglauben der Fictionsen anzukämpfen; für den Staat ist es aber ein gefährliches Experiment. Außerdem können wir nicht leugnen, daß auch der Censur eine in jeder Weise irrationelle Beschränkung ist; eine Grenze kann nur die Willkür oder der Zufall stecken, und ob hüben oder drüben mehr Verstand und guter Willen liegt, wer wollte es sagen? Die Ausschließung bestimmter Classen hat wieder etwas Gehässiges und trägt allzusehr das Gepräge der Ungerechtigkeit an sich. Die Vertretung der Interessen wäre dann ein richtiges Princip, wenn die Interessen sich äußerlich sondern ließen und sich einer bestimmten Organisation erfreuten. Diese Organisation soll aber erst erfolgen, und die Gewerbe- wie die Landgemeindeordnung, die von bureaukratischer Furcht und aristokratischem Egoismus dem Volk vierzig Jahre vorenthalten ist, muß erst viele Jahre hindurch allmählig wirken, ehe sie es zu einem gedeihlichen Leben bringt, so daß man auf sie die höhern Staatsfunctionen pflanzeln kann. Für den Augenblick aber — und darauf kommt es lediglich an — wäre eine solche Grundlage des ständischen Lebens gerade ebenso künstlich und doctrinär, als der Mechanismus der Kopfzahl, gegen den ich mich sonst ebenso stark, wenn auch nicht ebenso plastisch ausdrücken würde, als Herr v. Thadden-Erieglaff, der Don Quijote des seligen Landtags. Vor allen Dingen aber sollte man in einem Augenblick, wo die rechtliche Grundlage der neuen Verfassung von einer Opposition, die an Zahl beinahe der conservativen Partei gleichkommt, in Frage gestellt wird, sich ernstlich bestimmen, ehe man sie von einer andern Seite her unterwühlt. Die Anarchie — d. h. der rechtlose Zustand — erhält dadurch ein neues Element und wird populärer.

Bei der Ankunft auf der Eisenbahn tritt die Empfindung des Belagerungs-zustandes zuerst hervor. Der Bahnhof ist mit Soldaten angefüllt, und ein ziemlich enges Desfilé, welches jeder Reisende passiren muß, wird von einem Polizeibeamten vertheidigt, der zuerst den vorgelegten Paß von Anfang bis zu Ende mit großer Aufmerksamkeit durchliest, obgleich er wenig mehr davon erfährt, als daß der Fremde Herr Müller, Herr Schmidt oder Herr Fischer heißt, und dann

durch passiven Widerstand, den er dem Weitergehen entgegensetzt, symbolisch den Wunsch ausdrückt, daß so wenig Personen als möglich in das vom Militärcordon behütete Heiligthum eindringen mögen. Ich sah, wie er einen ungeheuer langen polnischen Zettel, den ihm Jemand überreichte, Zeile für Zeile prüfte, obgleich er kein Wort polnisch verstand, ihn hin und her wendete, gegen das Licht hielt, und, um seiner Pflicht zu genügen, eine Menge von Experimenten anstellte, die mehr sinnreich als zweckmäßig waren. Ich ließ ihn bei dieser einförmigen Beschäftigung, indem ich, ermüdet über den zu lange ausgedehnten passiven Widerstand, als zweiter Brangel über die Barrieren setzte, die mich von den Droschken trennten. Wie die Berliner den Belagerungszustand, bekämpfte der Mann der Polizei meine Contrerevolution nur durch Murren, nicht durch thätliche Opposition.

Es war ein häßliches Regenwetter; bei jedem dritten Schritt begegneten mir Soldaten oder Constabler, aber nur als friedliche Wanderer. Ich dachte an meinen letzten Aufenthalt in Berlin, gleich nach den Märztagen, als noch aus jedem Hause ein Duzend dreifarbigter Fahnen mit ziemlich offner Coquetterie den Fremden angafften, und über den Hut ohne Cocarde ein officielles Entsetzen auszudrücken schienen. Damals suchte sich der Epicier und der Actuarus, die Brille auf der Nase und das Gewehr wie ein beschwerliches Actenbündel unter dem Arm, durch raschen Schritt zu wärmen, während der Student, im Vollgefühl der neu errungenen Souveränität, mit einer Grandezza über die Trottoirs raffelte, der nur durch den flirrenden Schritt der lieblichen Frauenzimmer in der Polka-Kneipe übertroffen wird. In diesem liebenswürdigen Local, unter den bunten Lampen und den noch nicht restaurirten Tricoloren hat die Revolution das letzte Asyl gefunden; diese Amazonen bewegen sich in ihren kurzen bunten Röcken, Federhüten und Sporenstiefeln grade so, als ob Penthesilea die Fahne der Freiheit auf den Barrikaden erheben würde, wenn Achill vor Müdigkeit einschlief. Die neue Wendung der Dinge wird jedenfalls eine Polka-Constitution mit'm Hut, eine Polka-Kammer und einen Polka-Belagerungszustand hinterlassen, wenn die Realität dieser Naturerscheinungen längst aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden sein wird.

Der Belagerungszustand trifft eigentlich nur die Fremden und die fliegenden Buchhändler. Für die Fremden ist er in der That unbequem. Nachdem ich meinen Paß auf die Polizei geschickt, wurde ich vor den Viertels-Commissarius beschieden, einen Mann aus der alten preussischen Schule, der als Mensch, Familienvater und Kunstfreund die Humanität und Güte selbst, als Beamter aber Kant's kategorischen Imperatif repräsentirt. „Was bezwecken Sie in Berlin?“ — „Ich will ins Theater gehn und die Kammern besuchen.“ — „Halten Sie das für einen nothwendigen Aufenthaltsgrund?“ — „Je nachdem! Wenn ich das Theater und die Kammern besuchen will, so muß ich mich wohl in Berlin aufhalten, ob aber dieser Besuch unbedingt nothwendig ist, wage ich nicht zu entscheiden.“ — „Sie gestehen es also selbst. Ich nun als Beamter habe meine streng vorgeschriebene

Pflicht. In der Instruction des Herrn General Wrangel ist uns aufgegeben, nur solche Fremde zuzulassen, welche legitimirt sind und einen nothwendigen Aufenthaltgrund nachweisen können. Das erstere sind Sie durch Ihren Paß; aber nothwendig ist Ihr Aufenthalt keineswegs, ich bedaure daher, daß ich Sie sistiren lassen muß (sistiren ist ein vom Belagerungszustand in Glacéhandschuhen erfundener Ausdruck für arretiren). Ich kann Ihnen voraussagen, daß eine Verwendung Ihnen nichts helfen wird, und wenn Sie vom Prinzen von Preußen ausginge, denn die Pflicht geht über Alles. Uebrigens nehmen wir jede mögliche Rücksicht, und der Constabler, der Sie transportiren wird, hat die Anweisung, in angemessener Entfernung hinter Ihnen zu gehen.“ — Damit drückte er mir freundschaftlich die Hand und wünschte mir glückliche Reise. — Daß es mit der Ungiltigkeit von Connexionen, dem Prinzen von Preußen u. s. w. nicht so gefährlich ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Ich habe später von mehreren meiner Freunde ein ähnliches Schicksal gehört; man hat sie sogar ohne Weiteres nach der Hausvogtei gebracht. Was die Maßregel des „Sistirens“ eigentlich soll, wenn man gar nicht im Entferntesten die Absicht äußerte, Widerstand zu leisten, habe ich nicht recht erfahren können; es wird auf den moralischen Eindruck berechnet sein, auf den heilsamen Schauer des Belagerungszustandes. — Entschuldigen Sie diese Anekdote; da der Belagerungszustand in den nächsten Tagen wahrscheinlich aufgehoben oder wenigstens wesentlich modificirt wird, kann sie einen historischen Werth haben.

Der militärische Anstrich der Stadt zeigt sich für einen, der Berlin früher kannte und der von der ganzen Revolutionszeit nur eine kleine Episode erlebt hat, die ihm wie ein Traum in der Phantasie vorübergeflogen ist, weniger in den Straßen als in den Vergnügungsorten, namentlich im Theater. Auf den Straßen bemerkt man eigentlich nicht mehr Militär, als zur alten Zeit, aber die Logen sind von Offizieren, das Parterre von Gemeinen überfüllt, was man früher nicht gewohnt war. Nur im Schauspielhause herrschte die Bourgeoise vor. Wer die bunten Trachten liebt, die forschen Mützen, die Farben auf den Helmen, die weißen und rothen Uniformen, zieht diese Art des Puges der Märzerrungenschaft der Bürgergarden vor, in deren Zusammensetzung jedenfalls etwas Faulles lag. Ich glaube, Freund Wischer, der Aesthetiker, würde trotz seiner demokratischen Gelüste auch meiner Ansicht sein. Für unsere Bauernsöhne bleibt das Militär die Universitäts; es ist angenehm, sie in ordentlicher Haltung, festem, geordnetem Schritt und mit der Miene des specifisch-preussischen Ehrgefühls zu sehn, als in den wüsten Volkshäusern, wo jeder Einzelne mit dem Andern nur an Rohheit wetteiferte unter den Bassermann'schen Gestalten des sogenannten souveränen Volks. Es hängt an den Bilderläden eine Caricatur aus, in welcher das gesammte Corps de Ballet mit hochgeschwungenen Beinen die constitutionelle Krone um Rückkehr des Militärs ansieht. Ich kann das den guten Kindern nicht verdenken.

Auf alle Fälle ist das Militär, abgesehen von seinen sonstigen vortrefflichsten Eigenschaften, die wohlfeilste Maskerade, die man dem Volke bieten kann. Prozessionen und Aufzüge haben wir nicht, was bleibt uns also, die Straßen ein wenig bunt zu färben, als Revuen und Paraden. Bei jedem, noch so kleinen militärischen Aufzuge füllen sich die Fenster der benachbarten Häuser, und es ist nicht Haß oder Neid, was aus ihnen herausblickt, sondern Wohlwollen und Amusement. Zu der neulichen großen Revue bei Moabit strömte die Bevölkerung von Berlin zahlreich hinaus, sich an den militärischen Evolutionen, den wallenden Federn, dem Glanz des königlichen Zuges zu ergötzen. Das Lobehoch, welches dem König gebracht wurde, klang laut genug, um das Geräusch der Berliner Wahlen zu übertönen. Man würde beiläufig irren, wenn man den Radicalismus, der sich in diesen Wahlen ausspricht, als den Gesamtausdruck der Berliner Bevölkerung betrachten wollte. Einmal machte es die unglückliche Vertheilung der conservativen Partei in den Wahlbezirken, daß sie, obgleich weit über ein Drittel der Stimmen ihr angehörte, keinen einzigen Candidaten durchbrachte. Dann fühlt sich der Berliner durch die Maßregeln des Ministeriums — die Verlegung der Nationalversammlung, die Auflösung der Bürgerwehr, den Belagerungszustand — persönlich beleidigt, obgleich die meisten dieser Decrete im Stillen dem Philister ganz erwünscht kamen. Er hält es nun für seine Pflicht, dem Ministerium einen Schabernack zu spielen, und wählt darum die mißlieblichsten Candidaten, ohne dadurch im Geringsten seine persönliche Hochachtung vor ihnen oder eine Uebereinstimmung mit ihren Principien an den Tag legen zu wollen. Endlich hat es der conservativen Partei sehr geschadet, daß auch von ihrer Seite Mittel angewendet wurden, die gerade hier die entgegengesetzte Wirkung haben mußten, als welche man sich von ihnen versprach. Ich meine namentlich die berühmten „Enthüllungen.“ Ich bin nicht im Stande, darüber ein Urtheil zu fällen, ob überhaupt und welche Thatsachen diesen wunderlichen Anklagen zu Grunde lagen, es mag in der Hitze der allgemeinen Aufregung viel wahnsinniges Zeug geredet und projectirt worden sein, und je abgeschmackter, je glaublicher; aber der Berliner kennt seine Natur, er weiß, daß seine Zunge schneller ist als sein Arm und selbst sein Hirn, er setzt bei der Gegenpartei dieselbe Kenntniß seines Wesens voraus, und ist nun erbittert darüber, daß sie perfider Weise die Frivolität seines Charakters zu sehr ernstlich gemeinten Verfolgungen benutzt. Wenn außerdem die Neue Preussische Zeitung — ein höchst verbreitetes und einflußreiches Organ der Aristokratie — selbst von der neuen Verfassung auf eine Weise spricht, die ziemlich offen auf die Vorstellungsweise der alten Zeit zurückgeht, so ist ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Männer, die man als mit jener Partei innig versflochten betrachtet, wohl zu erklären und theilweise zu rechtfertigen. Ich wage die Behauptung, daß wenigstens bei dem größten Theil der radicalen Wahlen im ganzen Lande weniger ein bestimmter politischer Inhalt, als ein Protest gegen die Partei, von der man die Rückkehr

ins alte System fürchtete, zu Grunde lag. So hat man Communisten, Republikaner, Malcontente à tout prix und Portefeuillejäger ohne Unterschied gewählt, wenn sie sich nur verpflichteten, Opposition gegen die Partei der Neuen Preussischen zu machen. Ganz eben so war es mit den lichtfreundlichen Protesten in den Jahren 1845 und 46; es lag ihnen nicht im Entferntesten eine gemeinsame religiöse oder auch antireligiöse Vorstellung zu Grunde, sie wollten nur sagen: es ist doch zu arg, wie es die evangelische Kirchenzeitung treibt. Auch dürfen wir nicht verkennen, daß die alte Rechte mit ihrem inhaltlosen Conservatismus viel an der Verbreitung der radicalen Ideen Schuld hat.

Im Belagerungszustand ist nun die loyale Gesinnung auch äußerlich wieder zum Vorschein gekommen. Es gehört wieder zum guten Ton, die königlichen Wagen zu grüßen, woran zu den Zeiten des Landtags Niemand mehr dachte, man begegnet wieder schwarzweißen Cocarden, während die dreifarbigten meist auf sadenscheinigen Hüten prangen. Die eleganten Equipagen, die seit dem März spurlos verschwunden, rasseln wieder durch die Straßen, Berlin hat theilweise seine aristokratische Haltung wieder gefunden, man geht seinen höflichen Gang, ohne sich auf jedem dritten Schritt durch Bogtländer, Rehberger und souveräne Lindenclubs durchwinden zu müssen. Die großen Hotels unter den Linden, die zum Theil im Begriff waren, Banquerout zu machen, sind wieder von einem zahlreichen und glänzendem Publikum angefüllt, seitdem der Belagerungszustand den Verkehr neu belebt hat, der Philister bewegt sich mit gewohntem Behagen auf dem glatten Gesicht, und sieht nur noch zuweilen mit dem schelmischen Schmunzeln der Berliner Ironie auf das Palais des Prinzen von Preußen, auf welchem ehemals die Inschrift: „Nationaleigenthum“ zu lesen war, und unter dem haarhäuptige Gamins mit künstlich erhobener Füstelstimme „den Prinzen von Preußen für einen Silberjroschen“ ausriefen. Nahe dabei hat Kranzler sein elegantes Schild „Hofconditor Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen“ wieder aufgezo-gen. Man hat daran seinen Spaß, die Volkstheater üben ihren Witz daran, aber es wird kein Arg daraus gemacht. Selbst der militärische Anstrich, der dem neuen ständischen Wesen gegeben wurde, die Uniformen und Orden im weißen Saal, erregen nur ein flüchtiges Lächeln. So radical die Hälfte der Berliner Bevölkerung sein mag, von eigentlichem Fanatismus ist keine Rede.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, der eigentlich leitende Ton im gegenwärtigen Gouvernement ist der militärische. Die alte Bureaufkratie führt nur eben die Geschäfte. Brandenburg wie Strotha kehren überall den General heraus; Wrangel, der es liebt, sich zuweilen öffentlich zu zeigen, in wohlthätigen Concerten, in den Kammerersitzungen, behauptet immer ein ähnliches Verhältniß zum Ministerium, wie Windischgrätz und die Andern Stadion gegenüber. Oberst Griesheim bewegt sich mit einer gewissen Vorliebe und Sicherheit in der zweiten Kammer am Ministertisch; selbst Bodelschwingh hat den Oberst a. D. wieder

hervorsucht und den Ministertitel bei Seite gelegt, der überhaupt seit Einrichtung der Constitution die alte bureaukratische Legitimität verloren hat. Die Prinzen, wie der König, gehn noch immer in Uniform, der Staat Friedrichs des Großen will seine Färbung nicht aufgeben, trotz seiner innern Metamorphose. Ich muß übrigens gestehen, daß in einzelnen Fällen, wo ein wirkliches Pietätsverhältniß vorwaltet, wie bei dem einfachen und rührenden Begräbniß des edlen Prinzen Waldemar, dieser kriegerische Anstrich sich nicht schlecht ausnimmt.

Im Uebrigen darf man sich das militärische Band, das die Hauptstadt einschneürt, nicht gar zu enge vorstellen. Mit den sentimentalen Redensarten von dem Uebermaß der Spionage u. dgl. hat es nicht viel auf sich; die nichtsnuzige Gassenliteratur ist freilich — theilweise, denn man findet noch hinlängliche Spuren — suspendirt, die Clubs sind geschlossen, aber in den Bierkneipen, oder wo man sonst die Geselligkeit sucht, wird gerade so frei gesprochen, als ob es keinen Oberkommandanten der Marken gebe. Der einzige Unterschied gegen früher ist, daß man nicht mehr schaarenweise auf den Straßen brüllt. Nichts kann ungeschickter sein, als ein Vergleich mit dem Wiener Belagerungszustand. Man durfte nur bei dem großen Narrenfest der „Freimüthigen mit'm Hut“ bei Kroll gewesen sein, um alle Besorgniß vor der Unterdrückung des freien Berlinerthums fahren zu lassen. Zuerst treten in einer Reihe von Maskenwigen die sämmtlichen Stichwörter des Radicalismus in Scene, dann wurde ein vollständiges Drama aufgeführt: „Lysistrate oder der passive Widerstand, gedichtet von mehreren Gelehrten des Kladderadatsch,“ in welchem der alte ehrliche Aristophanes auf eine höchst ergöbliche Weise ins Berlinische übersetzt war. Sie erinnern sich an den Inhalt. Die griechischen Weiber sind des peloponnesischen Krieges überdrüssig und greifen zu einem verzweifeltsten Mittel; sie versagen ihren Männern bis zum Friedensschluß die ehelichen Pflichten. Die Anwendung können Sie sich leicht vorstellen, da Sie die Berliner kennen und sich an einzelne Auftritte bei der Entwaffnung der Bürgerwehr erinnern werden.

Ein anderes Product des Berliner Volkswizes will ich Ihnen aber ausführlich geben. Seit einem Monat wird täglich auf dem Friedrichwilhelmstädtischen Theater in der Schumannstraße — einem der Märzerrungenschaften — eine politische Posse aufgeführt: Eigenthum ist Diebstahl oder der Traum eines rothen Republikaners. Es ist nicht ein eigentliches Volkstheater, die höhern Stände halten es auch für ihre Pflicht, sich wenigstens einmal das Ding anzusehen, und selbst der König hat seine Absicht ausgedrückt, es zu besuchen, worauf man in aller Eile eine künstliche Loge eingerichtet hat. Ein paar obscene Anspielungen auf seine Persönlichkeit wird man dann wohl weglassen. Die Idee ist aus den Französischen. Ursprünglich hat Cham die Abneigung der Bourgeoisie gegen die wunderlichen Einfälle des Communismus in seinen gewöhnlichen grotesken Caricaturen ausgedrückt, dann hat man ein vollständiges Vaudeville daraus

gemacht, wie es auch bei uns mit Gisele und Beisele geschehen ist. Die Berliner Localfarbe ist auf die bekannte Manier des Berliner Witzes hinzugetreten: durch Sticheleien und Wortverdrehungen. Die beiden Hauptpersonen sind Held, die historische Figur, die mit ihrem langen Bart, ihrer Scentorstimme und ihren seltsamen Gesten bis in die kleinsten Züge von einem talentvollen Schauspieler nachgebildet ist, und Adam Rührei, Hauseigentümer in der Reckengasse, der Typus des Berliner Epiciers. Der erste Act heißt: *Meine Idee*. Held ist noch simpler Literat, er wohnt in einer kleinen Mansarde in der Reckengasse und lebt von Projecten und Schulden. Seine Gläubiger vertröstet er damit, daß er sie numerirt in ein großes Hauptbuch einträgt und ihnen verspricht, sie der Reihe nach zu bezahlen, sobald die Umstände es erlauben würden. Seinen Wirth Rührei sucht er damit zu beschwichtigen, daß er ihn von Nr. 9999 auf 999 überträgt. Er ist von vornherein überzeugt, daß die Nachwelt ihm einst ein Denkmal setzen wird, und faßt den Plan, auf dieses Denkmal zu verzichten und sich den Preis pränumerando zahlen zu lassen. Zwei befreundete Literaten — gleichfalls Berliner Portraits, der eine der ehemalige Herausgeber des Charlottenburger Beobachters, in welchem die Bruno Bauer'sche Kritik popularisirt wurde, Hoppf, der andere ein gewisser Löwenberg oder Löwenstein — fordern ihn auf, die großen Projecte, die seine Brust bewegen, der Welt nicht länger vorzuenthalten. Demnach gibt er ihnen ein Riesenplacat nach der gewöhnlichen Held'schen Art zur Verbreitung an den Straßenecken, in welchem Abschaffung des Eigenthums und des Geldes als die Erlösung der nothleidenden Menschheit dargestellt wird. „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf,“ sie soll aber nicht aufhören, denn das deutsche Volk ist ein gemüthliches, dann soll lieber das Geld abgeschafft werden. In dem Gedanken an die Folgen dieser großen Idee schläft Held ein. Im Traum erscheint ihm Germania, von einer Anzahl ziemlich häßlicher Genien umgeben, und hält eine abgeschmackt pathetische Rede, in welcher sie ihm erklärt, er solle geprüft werden, ob sein Geld nicht Flitter sei, und demnach solle er die Realität seiner Projecte im Traume erleben. Sie gibt ihm zum Schutz einen Geist mit, Basser mann, gespielt von einem kleinen Frauenzimmer, dessen Existenz keinen andern Zweck hat, als daß ihm zum Schluß gesagt wird: „Bassermannchen, wenn du nach Frankfurt zurückkommst, so lüge nicht wieder so.“ *Tant de bruit pour une omelette.*

Die drei folgenden Abtheilungen enthalten also den Traum des rothen Republikaners — bekanntlich hatte Basser mann in Frankfurt auf diese Caricatur ein bedeutendes Gewicht gelegt. Zuerst die Deputirtenkammer. Sie ist reines berliner Erzeugniß und besteht aus Portraits. Am glänzendsten ausgeführt ist das von Sy dow, der bei den Antrag jeder seiner Reden: „Gleichwie das Veilchen, das im Verborgenen blüht,“ durch allgemeinen Ruf nach Schluß unterbrochen wird und sich mit heiliger Resignation auf seinen Stuhl fallen läßt. Auch Freund Pieper, den wir leider in der diesjährigen Kammer vermissen, ist abconterfeit.

Präsident der Deputirtenkammer ist Louis Drucker. Die rothe Republik ist eingeführt, Held ist Cabinetspräsident und Finanzminister. Er legt seine communistischen Gesetzeswürfe der Kammer vor, in welcher zwar im Anfang die Börsenspeculanten eine heftige Opposition erheben, weil mit Abschaffung des Geldes auch die Papiere fallen müssen, aber durch einige Kanonen, die auf die Kammer gerichtet sind, wird die Freiheit der Debatte soweit aufrecht erhalten, daß mit Ausnahme eines einzigen Punktes der ganze Finanzentwurf einstimmig angenommen wird. Als das souveraine Volk der Reiberger draußen hört, daß noch ein Punkt fehlt, dringt es in das Local ein und stellt durch seine Prügel die allgemeine Ordnung und Harmonie her. — Held wird auf seinen Schultern im Triumph herausgetragen. An zeitgemäßen Couplets, an Hieben nach beiden Seiten hin, fehlte es nicht; Adam Rührei als idealer Zuschauer macht den Chorus, der die Bilder des Wachsfigurencabinetts erklärt.

Im dritten Act — der wohl ganz dem Französischen entlehnt ist — tritt das neue Gesetz in Kraft. Von Staatswegen ist allen Bürgern das Recht der Arbeit garantirt. In Folge dessen wird Herr Rührei, der eben in einem nothwendigen Geschäft nach der Spandauer Straße gehen will, von einem Droschkenkutscher gepackt und nach Charlottenburg gefahren, weil die Droschke Beschäftigung haben muß. Ein unbeschäftigter Glaser dringt in sein Haus und schlägt ihm die Fenster ein, um neues Glas einsetzen zu können; ein paar Ecksteher räumen seine Möbeln aus, weil sie gerade nichts zu tragen haben; acht Puzmacherinnen bringen seiner Frau neue Kleider, ein Tapezierer mißt ihm die Tapeten ab u. s. w. Höchst ergötzlich. Der Schluß, wie alle Geld haben wollen, ist Opera buffa.

Im folgenden Act ist die rothe Republik schon so weit gediehen, daß nur rothe Kleider getragen werden dürfen. Der Unterschied der Geschlechter hat aufgehört, auch in der Tracht, das Geld ist abgeschafft. Adam Rührei kommt mit einem großen kupfernen Kessel, seiner einzigen Münzsorte, auf dem Kopfe, sich Fleisch zur Suppe anzukaufen. Für einen ausgestopften Affen kauft er von Vater Karbe, dem Conditor, einen Windbeutel; er bekommt darauf einen Waschtisch heraus. Er sagt, ob er für diese Geldsorte nicht auch den entsprechenden Beutel erhalten kann. Einige unvorsichtige Aeußerungen, in denen er von „mein“ und „dein“ spricht, machen ihm des Eigenthums verdächtig; wegen dieses Majestätsverbrechens gegen die Souveränität des Volks wird er durch den Staatsanwalt auf Leib und Leben angeklagt, und endlich mit Einsperrung ins Irrenhaus begnadigt. Nachdem Held auf diese Weise das Maaß seiner Willkürlichkeiten erfüllt hat, wacht er im fünften Acte auf; seine Placate haben keine Wirkung gehabt, er muß das Zimmer verlassen, weil er keine Miete zahlen kann, und Herr Rührei schließt mit einigen ironischen Lobsprüchen auf den Belagerungszustand das Stück, das in seiner Anlage komisch genug ist, um Jeden zu dem Wunsch zu bringen, es wäre besser ausgeführt.

Da ich einmal in die Regionen des Schauspiels gekommen bin, will ich Sie

in die Königstadt führen. Dieses Institut hat die löbliche Sitte, von einem einzigen Stück eine ganze Saison hindurch zu zehren, auch nach den Märztagen beibehalten. In diesem Augenblicke sind „die Töchter Lucifers“ auf dem Brett, ein Blödsinn, gegen den der „Artesische Brunnen“ und ähnliche Possen für Weisheit Salomons gelten könnte. Der Berliner nimmt es aber dankbar hin, weil in ihm ein großes Weißbierglas und ähnliche Masken über das Theater wackeln. In dieser Woche wird es zum 70sten Male gegeben. Ein anderes Stück, von Kaiser: die Ehe im Traum, welches einen wirklich poetischen Anlauf nahm, hatte Unglück. Die Idee ist komisch genug. Ein alter Geck will ein junges Mädchen heirathen; um ihn davon abzubringen, gibt ihm ein Freund einen Schlafrumpf, und bildet ihm ein, derselbe habe die Kraft, ihm im Traum die Zukunft zu zeigen. Als er aufwacht, erfährt er, er sei bereits ein Jahr verheirathet; seine Frau behandelt ihn schlecht, bringt ihm viel Geld durch, hält sich Liebhaber und Rennpferde u. s. w. Er glaubt nun zu träumen, und die fortdauernde Vermischung seiner Vorstellungen, wie er bald im Bett zu liegen meint, und sich umdreht, um den häßlichen Traum los zu werden, die auftretenden Personen bald als wirkliche Menschen, bald als Wahngebilde seiner Phantasie behandelt, ist allerliebste; der verwunschene Prinz ist nichts dagegen. Aber es war Caviar für das Volk. Wie eben der alte Geck seinem Freunde zu beweisen sucht, seine Existenz sei eine bloße Einbildung, und er dürfe nur die Augen zudrücken, um ihn verschwinden zu machen, erhob sich von ziemlich allen Seiten ein heftiges Pochen und Zischen: Grobecker sagte zu Arronghe, der sich eben abmühte, sich dem Traum zu entwinden: wenn Sie über dem Spektakel nicht aufwachen, so begreife ich nicht! Vom Parterre aus erhob sich eine Stimme: So etwas darf man uns nicht bieten! wir sind keine Vogtländer! Das kränkte wieder die Ehre der Galerie: wer untersteht sich, auf die Vogtländer zu räsonniren! schrie man von dort herunter. Dazwischen fortdauerndes Pochen von der einen, Klatschen von der andern Seite. „Ist denn heute die ganze Hölle los gelassen?“ schrie Arronghe, indem er an den Souffleurkasten stürzte. Das Stück konnte nicht zu Ende gespielt werden. Ich wußte eigentlich nicht recht, was den Lärm veranlaßt hätte, beim Herausgehen aber hörte ich einen schwarzbärtigen Banquier mit großer Entrüstung seinem Nachbar zurufen: in dem Stück ist ja gar keine moralische Idee! — Moralische Idee! — Ich erlaube mir, eine Bemerkung daran zu knüpfen. Wir haben öfters über die poetische Berechtigung der Posse und die Anwendung der Zauberei in derselben zur Erleichterung phantastischer Uebergänge mit einander disputirt. Sie haben sich dafür erklärt, und es als eine nicht unbedeutende Aufgabe für einen Dichter hingestellt, das an sich untergeordnete Genre durch Feinheit und Bildung zu veredeln. Ich bin durch dies Stück in meiner entgegengesetzten Ansicht bekräftigt. Eine gewisse Plumpheit gehört zum Wesen der Posse. Die Nerven des Publikums, für welches sie sich eignet, werden nur durch Faustschläge in Bewegung

gesetzt. Wenn man ihm zumuthet, dabei zu denken, so fühlt es sich beleidigt. Abgesehen von diesem äußerlichen Grund, läuft der Dichter in diesem Element der Willkür jedesmal Gefahr, den Boden zu verlieren. Der Witz spitzt sich immer feiner zu, wird immer lustiger, die Ironie immer souveräner, bis sie sich zuletzt in einfache Albernheit auflöst. Ein poetischer Sinn kann in guter Stunde, in jugendlichem Uebermuth einmal eine glückliche Idee erhaschen; sie muß ihm aber von selbst kommen, als Aufgabe der Kunst hingestellt, ist es ein haut-gout, für welchen ich selbst keinen Sinn habe. Die Kunst soll uns gerade aus unserm raffinirten, blasirten, zerstreuten Wesen her austreiben, sie soll uns an Gefehz und Zweckmäßigkeit gewöhnen. Uns Deutschen thut es vor'Allem Noth, da uns große Anschauungen fehlen; die Ironie geht zu leicht in einem Cirkel zurück, sie stichelt auf literarische Reminiscenzen. Aus dieser verdammten, abstracten Literatur kann uns nur ein Dichter erlösen, der den Verstand und die Technik Ifflands besitzt, und mehr Geist und moderne Anschauung — vorausgesetzt, daß dieses Moderne nicht, wie es bei Guklow der Fall ist, eben in jener Zerstretheit und Willkür besteht, welche die Kunst bekämpfen soll.

Das Berliner Theaterpublikum ist schwer zu analysiren. Das Urtheil unserer Leipziger ist zwar nicht immer stichhaltig, aber es läßt sich berechnen; man nehme den möglichst philiströsen Maßstab, und man wird das richtige Niveau erreichen. Der Berliner dagegen ist wankelmüthig; freilich wechselt auch das Publikum mehr, aber im Allgemeinen sollte man doch denken, es müsse sich aus verschiedenen Vorstellungen eine mittlere Proportionale herausziehen lassen. Umsonst, das Berlinerthum ist seiner Frivolität wegen berücksichtigt, im Theater sollte man glauben, es sei eigentlich sentimental. Freilich schließt sich beides nicht aus. Gestern wurde im Schauspielhause Ifflands „Spieler“ gegeben. Ich versichere, das ganze Parquet sah wie eine Remise aus, in der man Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat. An jedem Auge hing ein Taschentuch, und wie reichlich quollen die Thränen. Das Familieneid im Hause des leichtsinigen jungen Mannes erregte die herzlichste Theilnahme. Der freudigste Jubel erfolgte, als die Versöhnung in der Person Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers den ungerathenen Burschen auf eine ebenso determinirte, als väterliche Weise besserte, und als sie mit etwas türkisch primitiver Justiz hinzusetzte: Wenn Sie, mein Wertheater, Ihre brave Frau durch Ihren unmoralischen Lebenswandel aufs Neue betrüben, so kommen Sie Zeitlebens auf die Festung; da kannte das Entzücken der sittlichen Befriedigung keine Grenze mehr. Auch viele Gardelieutenants — die überhaupt von Natur viel gutmüthiger sind, als man es gewöhnlich glauben will, drückten durch überlautes Bravo ihre Anerkennung aus. Mit großer Lebhaftigkeit wurde das Institut der öffentlichen Banken gerügt, und ich denke, die Vorstellung wird zu einer Petition an die hohe Kammer Veranlassung geben. Die Princess Karl war mit ihrem Sohn in der Loge, und hatte die Vorstellung eigens bestellt. Glauben Sie mir,

mein Freund, unter dem preussischen Blau schlägt ein weiches, edelmüthiges Herz, und der spöttische Ausdruck des Berliner Blicks versteckt eine reiche Thränenquelle. Ich fühle in jeder Kammer Sitzung, wie ich besser werde; wenn ich in die Kirche ginge, könnte ich kein schöneres Manna davontragen. Wie rührend ist es, wenn die Herren von der Linken — was bei keiner Rede fehlen darf — auf ihre Leiden zu sprechen kommen. Temme namentlich sprach mit zitternder, halb unterdrückter Stimme von diesen Verfolgungen, das arme Lamm, und ich glaube, die Herren Minister selbst waren im Begriff, zu weinen. Wenigstens schließe ich das aus einer Scene, die Herr v. Ladenberg aufführte. Ein Lehrer, Herr Dlawski, kam auf die Noth des Lehrerstandes zu sprechen, und beantragte die Einsetzung einer Commission, die sich mit der Hebung desselben zu beschäftigen hätte. Darauf erhob sich der Cultusminister. Er sprach mit bewegter Stimme von der Noth und dem Kummer der armen Lehrer, die ihr trocken Brot mit ihren Thränen befeuchteten, und doch nicht murrten. Die Staatsregierung thue alles Mögliche, um die Thränen der Unglücklichen zu trocknen, es seien ihr aber überall die Hände gebunden. Er selbst habe den Herrn Finanzminister auf das Inständigste ersucht, ihm doch diesmal mehr Geld zur außerordentlichen Unterstützung armer Lehrer zu bewilligen, aber der Herr Finanzminister habe seine Bitten nicht erhört, er habe behauptet, es sei kein Geld in den Cassen. Er sei nun überzeugt, der Herr Finanzminister sei ein ehrlicher Mann, aber es sollen sich ja die Finanzen verbessert haben, und die Kammer möge doch ihrerseits den Herrn Finanzminister bitten, er selber werde alles Mögliche anwenden, um dieses Gesuch zu unterstützen. Die Kammer war tief gerührt, mir wurde ganz patriarchalisch zu Muth, es war mir, als hörte ich die Fluthen um den kahlen Gipfel des Ararat rauschen, und als müßte nun bald der Vater Noah aus irgend einer Nische hervortreten, mit der Weinrebe in der Hand. Prof. Dlawski, der nur zuweilen leise den Kopf schüttelte, nickte bei den meisten Fällen beifällig mit seinem blassen Gesicht und der etwas unverhältnißmäßig gefärbten Nase, trat dann auf die Rednerbühne und erklärte, er sei im Allgemeinen befriedigt, und nehme seinen Antrag zurück. Diese Bescheidenheit rief eine sittliche Entrüstung in der Brust des Assessor Parrisius hervor, und er donnerte gegen die Millionen, die an das Militär verschwendet und den Taschen der armen Schullehrer entzogen würden. Ich könnte Ihnen noch tausend Beispiele edler Menschenfreundlichkeit erzählen. Nur eines. Der Abgeordnete Philipp, Oberbürgermeister von Elbing, tritt auf die Tribune, und versichert im Interesse der Freiheit und der Wahrheit zu sprechen. Er setzte die Bemerkung hinzu, daß schon zu den Zeiten des Tacitus und während der Völkerwanderung die Deutschen wegen ihrer Wahrheitsliebe berufen gewesen, und diese Wahrheitsliebe habe sich immer erhalten, aber neuerdings suchte man das gute Volk zu corrumpiren; er ließ darauf einige Bemerkungen über die Leiden fallen, denen die Männer des Volks in dieser ungerechten Welt

ausgesetzt seien, und schloß mit dem Antrag, die stenographischen Berichte in vermehrten Abdrücken abziehen zu lassen. Philipps ist ein großer, starker Mann und sein Gesicht sieht aus wie die eben gehaltene Rede, in Fleisch und Blut übersezt; es ist Tugend in seinen Blicken. Sie wissen, wie aufmerksam ich immer die stenographischen Berichte gelesen habe; es beschlich mich nun eine geheime Schadenfreude, als ich erfuhr, daß nun eine so bedeutende Anzahl meiner Mitbürger zu demselben Geschäft verpflichtet sein sollten, und zwar im Interesse der Wahrheit und Freiheit, für welche zu leiden der Beruf jedes echten Patrioten ist. Jeder Deputirte sollte nämlich 50 Exemplare zur Vertheilung erhalten. Vor der Tugend, die sich auf allen Seiten des Hauses ausspricht, wird man zuweilen unwohl, denn auch eine gute Speise kann den Körper überfüllen; aber ich sage, wäre nur ein klein wenig mehr gesunder Menschenverstand in ihr, diese Versammlung wäre das Himmelsreich.

Ueber meiner moralischen Begeisterung habe ich ganz das Theater vergessen. Möge die Confusion dieses Briefes ein Bild sein von dem geistigen Zustand unseres Athen. Hat doch auch Zimmermann die Langweiligkeit unserer Zustände dadurch geschildert, daß er langweilige und blasirte Romane darüber schrieb. Also das Theater. Dttfried hat hier mehr Glück gemacht, als in Leipzig; ich war bei der ersten Aufführung, es machte sich zwar eine ziemlich erhebliche Claque an den passenden Stellen fühlbar, aber zuletzt war das gesammte Publikum außer sich. Das Stück ist auch recht eigentlich für die Berliner geschrieben. Schade, daß Dttfried nicht an unserer glorreichen Revolution Theil genommen hat; natürlich wäre er entschiedener Demokrat geworden, und ich hätte ihn gerne sehen mögen den Tag nach den Barrikaden im heiligen Zorn — auf die Barrikaden selbst wäre er nicht gegangen — nachher als Bürgerwehrmann in zierlicher Halbuniform, während des passiven Widerstandes erfüllt von dem Heroismus dieser Thätigkeit, zuletzt auf der Tribune in sittlicher Entrüstung über die Leiden der Volksmänner. Es ist ein Fehler von Guklow, daß er nicht auf die Idee gekommen ist, seinen Dttfried zum Schluß in die Deputirtenkammer wählen zu lassen; der Legationsrath ist zu unzeitgemäß. Wie schön hätte sich die Gruppe gemacht, wenn der Held vor dem Fallen des Vorhangs gerufen hätte: bis dahin war ich Egoist, ich hatte mich diesem kaltherzigen Aristokraten verkauft, und weder in seinem Jockeyclub, noch auf seiner diplomatischen Mission für die Menschheit etwas Erhebliches geleistet; von nun an will ich für das Volk wirken! Alles für das Volk und Alles durch das Volk! Es lebe die Freiheit! Das wäre ein ganz anderer Abgang gewesen, als diese Witzeleien mit der „Fassung“ eines absolut verschrobenern Frauenzimmers, wie diese Sidonie ist.

Döring gab den Commerzienrath; im Spieler machte er den Banquier. Er ist entschieden ein Symptom von dem Verfall der echten Kunst, denn bei seiner Virtuosität im Detail wird er jedes Stück todt machen, welches nicht darauf

angelegt ist, ihn zum Mittelpunkt zu haben. In dieser Beziehung stelle ich unsern Wohlbrück, der seine Individualität stets dem Gesamtausdruck unterordnet, wesentlich vor. Aber es ist doch ein genialer Mensch, und man folgt seinem Spiel immer mit Bewunderung, ich möchte sagen, mit Erstaunen. Beiläufig, wie ist die sonstige Richtung unserer Zeit auf das Nivelliren aller Besonderheiten mit dem Virtuositenthum, das sich in der Kunst trotz aller Reaction des Classicismus geltend macht, in Einklang zu bringen? Ich denke, es ist mit dem Nivelliren, der Demokratie und der Gleichheit kein so rechter Ernst; das Bestreben, sich vorzudrängen, ist zwar allgemein geworden, und damit die allerbreiteste Grundlage des Staatslebens gewonnen; aber von der Nothwendigkeit, sich unterzuordnen, hat man keinen Begriff; man bildet wohl linke Centren, um die Tugend und Freiheit in der Welt herzustellen, aber man will dann auch mit der Ausführung dieser Errungenschaften betraut sein. Wenn alle Menschen den guten Beruf und den guten Willen in sich fühlen, am Ministertisch zu sitzen, so ist diese Neigung zwar insofern demokratisch, als sie sich gegen die bestehende Aristokratie richtet; aber an eine eigentlich demokratische Umgestaltung des Staates wird wohl erst zu denken sein, wenn die „Tugend,“ wie Montesquieu sie der Republik vindicirt, durch das aristokratische „Maßhalten“ ein wenig corrigirt sein wird. Der Wunsch, sich ungenirt zu bewegen, ist noch nicht die Quelle der Freiheit.

Ich breche den Brief ab; aber ich bin mit der Kunst des eleganten Berlins noch nicht fertig. Zum Schluß eine heitere Episode aus unserer altklugen Aufklärung. Sie haben wohl schon von dem Wunderkind gehört, das in der Schifferstraße täglich eine ungeheure Menge von Menschen um sich versammelt, und durch den persönlichen Umgang mit einem Engel oder einem ähnlichen Ungethüm inspirirt, die Lahmen zum Gehen, die Tauben zum Hören bringt — ich weiß nicht, ob sie auch schon Todte auferweckt hat. Man war geneigt, die Sache als einen Ausfluß des Pietismus und der jetzt herrschenden Reaction zu betrachten, welche das Volk wieder in den geistlichen Schaafstall einsperren wolle. Glauben Sie nichts davon; die kleine coquette Person ist eine raffinirte Comödiantin, die sich in ihrem Umgang mit dem heiligen Geist und dem Publikum, das sie zum Glauben ermahnt, ziemlich ungenirt und impertinent bewegt, und das Publikum selbst strömt nicht aus religiöser Inbrunst oder auch nur aus dem ernstlichen Wunsch, curirt zu werden, sondern aus simpler Curiosität vor diese casa nuova, die ein Heiligthum umschließt; wie ins Affentheater, in die Polkatneipe, früher vor die Sitzungen der Singakademie, zu Franz List, in die lichtfreundlichen Protestversammlungen u. s. w. Wenn ein recht fürchterlicher Jesuit einmal herkommen wollte, er würde den ungeheuersten Zulauf haben, aber ich versichere Sie, Berlin wird darum nicht katholisch. Adieu für heute!